

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 191

Sonnabend, den 28. August

1920

## Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von  
Karl Hofner.

17. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Ich fühlte, wie das Blut mir heiß zu Kopf und zu dem Herzen lag, wie meine Pulse flogen — und zwang mich bei dem allen doch zur Ruhe, zur Sammlung und zur klaren Überlegung. Ich stand auf von meinem Arbeitsplatz und durchmaß das Zimmer. Ich öffnete das Fenster weit, daß die wehende Luft des Abends mich umfächelte — und schloß es erst wieder, als ich fühlte, wie diese Ueberspannung meiner Nerven gewichen war. Dann lehrte ich zum Schreibtische zurück — und wieder stand vor mir die fürchterliche Frage: Wie war der Unbekannte, der sich hier in Wien seit Jahren als Sidney Jones niedergelassen hatte, in den Besitz der Papiere des Ermordeten gelangt?

Wie Schweigen, das die Worte fürchtert, war es in mir. Gedanken gingen los — bis endlich eine leise Stimme zögernd und selbst nicht recht glaubend, was sie sprach, sich aus dem drückend dumpfen Schweigen löste: Vielleicht, daß er sie von dem Mörder kaufte — wie ja so viele, deren eigene Papiere nicht frei von Makeln sind, da aber dort — oft selbst nicht ahnend, wozu diese neuen Dokumente kamen, sich linke Fleppen erwerben —

Aber die jagen Worte fanden keinen Widerhall in mir und löschten aus, und wieder war das Schweigen.

Doch nach der neuen Worte redten sich aus ihm jetzt groß und kraftig zwei gewaltige Hände — fehnig und schwer mit ausgefahrenen Fingern. Und diese Hände, die ich kannte, die ich gesehen hatte bei dem hageren Manne, die griffen in die Luft als wärgen sie ein etwas — als hielten sie den Hals ihres Opfers gleich Schraubstöcken ehem umschloffen und gaben ihm frei und ließen nicht von ihm, bis nicht der Körper Nerven und loslos niederfiel.

Ich wußte es: der Mann, der heute den Namen jenes toten Diamantenmüllers trug, der hatte selbst das Opfer hingestreckt. — Und während dieses Wissen stark und unerschütterlich in mir erhand, fühlte ich auch, daß damit Sidnens Jones, der Sprachlehrer, und sein verwegenes Spiel verloren waren — daß mir hieraus der Sieg über den klünnen Verbrecher zufließen mochte. Tragisch behaarte war's zu nennen: nicht eines jener dunklen Taten, die er in dieser jüngsten Zeit begangen haben mochte, und berentwegen sich der Kampf entsponnen hätte zwischen ihm und mir — nicht eines dieser Verbrechen, die den Mann in meine Hand — nein, eine Tat war es, die er vor Jahren wagte, die durch so lange Zeit dunkel und ungesührt geblieben war, und die doch jetzt aus Sicht des Tages drängte.

Das Bild des klugen Ringens, das sich in jener Oktobernacht im letzten des Themas in der dunklen Berman-Street abgespielt haben mochte, stand vor mir. Ich sah den Mann — das Würgen dieser Hände — das Unterlegen des Diamantenhändlers, der in dem dunklen Winkel eines Hausstors niedersank, und dann die raschen Griffen eines Mörders, der jetzt Briefstafeln, Worte, und was sonst an Wertvollsten das Opfer bei sich trug, erwarbte —

Und was war dieser Mörder? Wer verargt sich unter den Papiere des Ermögigten?

Wieder sah ich auf die Depesche nieder, und gleich den Worten eines Kofenstanzes rannen mir die Worte durch den Sinn. Dann aber schüttelte ich mich: mein Bild war falsch! Nicht nach der Briefstafel und nach der Worte seines

Jamkeit. Er konnte nicht mehr lange denken. Bis zehn Uhr machte er alles richtig, von da ab gelang ihm nichts mehr. Er war arbeitsunfähig und wurde entlassen. Das Glück war von ihm gewichen.

Er geht zum Arzt. Der untersucht ihn lange und genau, sagt ihm weiter nichts, gibt ihm einen Brief und sendet ihn an einen ihm befreundeten Professor.

Wo so weit ist es schon mit ihm! Was steht in dem Briefe? Der Brief brennt ihm in den Händen, er dreht ihn hin und her — und geht schließlich zum Professor.

Der untersucht ihn auch lange und genau, länger und genauer noch als der Arzt, schüttelt den Kopf und schreibt endlich auch einen Brief, den er vorsichtig zugelegt und dem kleinen Peter für den Arzt mitgibt.

Was steht in dem Briefe? Warum hat er ihn zugelegt? Warum hat er so ernst den Kopf geschüttelt? Und doch hat er nichts gesagt. . . In dem Briefe steht drin was mir fehlt. —

Er geht heim, legt den Brief auf den Tisch, setzt sich hinunter und liest die Adresse. Was wohl darin stehen mag? . . . Warum darf er es nicht wissen. . . Ist es so schlimm? . . . Was muß es wissen, meine ganze Zukunft liegt darin. Warum tun sie so heilig? Warum sind sie so schweigsam? . . . Aber ohne den Brief kann ich ja nicht zu dem Arzt zurück. Was ich muß wissen, was drin steht! Wenn nur die Mutter da wäre. — Ah, die muß ja Geld verdienen, auch für mich. Wie lange wird es so weiter gehen? In dem Briefe steht's drin, ich fühle es. Ich muß es wissen. . . Aber der Arzt! Ich werde sagen, daß er beim Professor telephonisch anfragen soll. . . Aber das geht doch nicht. . . Ich muß es wissen! Wenn nur die Mutter da wäre! . . .

So karrt er auf den Brief. Endlich erwidert er ihn und liest und liest. Rauter lateinische Worte. Schon will er ihn hinlegen — halt! Steht da nicht: „dürfte in etwa einem halben Jahr blind werden. . . Patient dürfte in zwei bis drei Jahren unheilbar verblüdet werden.“ Zwischen den lateinischen Worten? Blind und verblüdet. . . Der arme kleine Peter verliert die Besinnung.

Am 4. Uhr erwacht er. Bin ich schon blind? Es ist ja dunkel vor meinen Augen. Er eilt ans Fenster. Ach nein, es ist schon Nacht, es ist ja Winter. Aber ich werde blind, da steht es, das und verblüdet werde ich. Wo nur die Mutter bleibt! Die arme Mutter. Soll die ihr Lebtage für mich arbeiten? Für einen Blinden und Verblüdeten? Hat's ich sie beschuldigt? Nein, sie soll es besser haben. Genug, daß sie sich für mich und die Kinder sorgt. Nach, nach, fort, ein Ende machen, daß ich nicht vorgerat. Nach, nach, fort, ein Ende machen. Dann ist es ja spät, dann muß ich leben und bin ihnen allen eine Last. Nach fort, der Brief bleibt da liegen, sie werden schon sehen! Warum hat mir der Professor den Brief mitgegeben, mir, einem, der verblüdet wird! Er hat nichts Böses gedacht, Gott wird ihn verzeihen. Arme Frau! Fort, fort, sie kann mich kommen. Ich will sie von mir befreien. . . Blind und verblüdet! Ich darf nicht Abschied nehmen, sie lieben mich nicht fort. Sie sollen glücklich sein! Fort! In meiner Verblüdeten Worte ich ihnen ein Leid antun. . .

Am anderen Morgen zog man den kleinen Peter aus dem Hause.

## Literatur.

Selbige Kunst. Von Wilhelm Scharrelmann. 249 Seiten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1920. Mit zahlreicher Hand sind in diesem Roman die Schicksalsfäden sehr organisch miteinander verknüpft. Selbige ist die Kunst, wenn die Menschen sie bewußt und mutig tragen, um dadurch zu ihrem Hören, wahren Selbst zu gelangen. Zu diesem Standpunkt ringt sich der arme Pfarramtskandidat Dovidat durch, den eine schwebende Liebe zur Tochter des Konjunkturalhinzehlers, der aber dem Ziel seiner Träume in dem Augenblicke entgeht, als er seine Liebe gesteht. Aus der vollen Hingabe an seinen Beruf gewinnt er in einer kleinen Piarre des Fichtelgebirges nach schweren inneren Kämpfen die tiefste Gewißheit, daß die Liebe Gottes, die aus ihm starken, friedvollen Herzen strömt, alle Kummernisse der Welt zu lösen vermag. Sehr bekennend von der Selbige

lett der armen leuchtet in die Schatten, die auf Ulrike Köllings Leben lasten. Sie hat an der unüberbrückbaren Kluft gestanden, die das Familienleben zerriß, seit der verwitwete Konjunkturalhinzehler in sein Haus geführt hatte; sie hat die geliebte Schwester in den Schweizer Bergen begraben und endlich sehen müssen, wie die Ehe der Eltern zerbrach und der gültige Vater als gebrochener Mann ins Grab sank. Zu alledem hat ihr der Brief, in dem ihr Dovidat mit dem Geständnis seiner Liebe zugleich seinen Verzicht ausspricht, als unflüchtiger Widerspruch im Herzen gebrannt, in dem längst eine still leimende Liebe zu dem Kandidaten gewohnt hatte. In dessen Briefe findet sie nun den Schlüssel zu seiner Handlungsweise und den Weg in das einfache Pfarrdorf zum Geliebten, von dem sie erntet hat, daß er durch die Ueberwindung seiner Liebe aus innerer Kraft den ersten Schritt zu sich selber tun mußte.

O. S. Marden: Der Weg der Liebe. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

Unter den populär-philosophischen Werken Mardens, die sich je länger je mehr einbürgern, verdient sein „Weg der Liebe“ zweifellos gerade in unserer Zeit eine besondere Beachtung. Die unmaßgebliche Meisterhaft des Stilistes, alle familiäre Wahrheiten in ein neues, schändes Gewand zu kleiden, tritt uns kaum in einer andern seiner zahlreichen Schriften in solcher Vollendung entgegen wie in dem vorliegenden Buche. Was uns in Elternhaus, in Schule und Kirche immer und immer wieder, vielleicht bis zum Ueberdruß, gepredigt und eingepfropft wurde — der Kern der christlichen Sellschaftslehre: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ — das wird hier in fünfundsiebzig lebensvollen Kapiteln und in einer Fülle beweissträchtiger Beispiele in die Beleuchtung des praktischen Lebens gerückt, und jeder nachdenkliche und vorurteilsfreie Leser muß sich von der Tatsache überzeugen, daß die Betätigung wahrhafter Nächstenliebe nicht bloß ein kirchliches Dogma und das höchste Ideal menschlicher und christlicher Vollkommenheit darstellt, sondern daß sie zugleich tiefste Lebensweisheit, eine Quelle innerer Kraft, Gesundheit und Befriedigung wie ein Wegweiser zu äußerem Erfolg und Lebensglück ist.

„Unser Volk“. Soeben erscheint das 2. Heft der Zeitschrift der Liga zum Schutze der deutschen Kultur. (Verlag der Kulturliga, Zweigstelle Darmstadt, Ernst-Ludwigstraße 9). Aus verlagstechnischen Gründen wurde der Titel „Volk und Heimat“ unter dem das 1. Heft erschien, abgeändert. Die Halbmonatschrift behält nunmehr endgültig „Unser Volk“. Politischer und Wirtschaftlicher aus allen Lagern, die über den Rahmen der Partei hinausgehen, stehen ihr als Mitarbeiter zur Verfügung. Künstler verschiedener Richtungen sind bestelligt. Ueber dem Treuen der Parteigegegensätze steht die Forderung, alle fruchtbaren Kräfte und Leistungen zur Volks- und Kulturgemeinschaft zu einen. Mit dieser Forderung wendet sich die Zeitschrift an alle Berufsstufe und Schichten des deutschen Volkes. Aus dem Inhalt der ersten beiden Hefte heben wir hervor: Geh. Finanzrat Bastian: Berufswahl und Erziehung in unserer Zeit. Max Cohen-Kauf, Mitglied des Reichswirtschaftsrats: Stadt und Land. Friedrich Lienhard: Zeitenwende. Hans Schiebelhuth: Gedichte. Laufende Folge von Graphiken von Ubbelohde, Karl Thylmann und anderer namhafter Künstler.

Die Steuererklärung zum Reichsnotopfer. Ausführungsbestimmungen vom 16. Mai 1920 mit ausgefüllten und erläuterten Musterformularen für die Reichsnotopfererklärung sowie mit ausführlicher Einleitung, Erläuterungen, Tabellen usw. Vom Rechtsanwält Dr. jur. Fritz Kopp und Dr. rer. pol. Paul Barnhagen, Schriftleiter der Deutschen Steuerzeitung, Berlin. Industrie-Verlag Spaeth und Linde, Berlin C. 2.

Abgabefachelle zum Reichsnotopfer für den Gebrauch der Steuerbescheider, Steuerberater und der Steuerpflichtigen, dargestellt von Rechtsanwält Dr. Fischer in Augsburg. Industrie-Verlag Spaeth u. Linde, Berlin C. 2.

Sie beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung  
Halle a. S., E. Gr. Ullrichstr. 64  
Telefon 4520

Opfers hatte der Mörder getroffen — der Tote war der Schatz und aller Oberleider herabst gefunden worden!

Wie war das zu erklären? Von welchem Werte konnten für den Mörder, der hier durch ein paar rasche Griffen viele leicht Tausende erbeuten konnte, die Kleider dieses Toten sein? Was konnte den Verbrecher dazu treiben, statt mit der rasch gewonnenen Beute aus den Taschen des Ermögigten zu entnehmen, hier, wo doch die Gefahr, entbitt zu werden, mit jedem Augenblicke fürchtbar wuchs, so lange bei dem Toten auszuharren, bis er ihm seine Kleider weggenommen hatte?!

Da waren neue Rätsel, die nach Lösung riefen! Und ich kam nicht mehr los aus diesem neuen Schwalm von Fragen. Die ganze Leidenschaft meiner Berufsfreude ward wach in mir, ich fühlte, daß ich keine Ruhe finden konnte, ehe ich nicht dieses verhängnisvollen Gewirrs von Fäden entwirrt und ausgebreitet vor mir lag.

Mit allen Sinnen suchte ich einzudringen in das, was ungelöst geblieben war — anschaulich — daß ich glaubte die Dinge greifen zu können, stellte ich die Vorgänge vor mich hin. Hier den angeblichen Sprachlehrer — den Mann, an dem mir alles jetzt als Lug und Trug erschien bis auf die ihren mathematischen Wahnideen, die ihn beherrschten, — dort die Tatfäden des Verbrechens und den Schauplatz des Mordes.

Ich kannte London, und kannte auch die Surrey-Seite, auf der der Schauplatz des Verbrechens lag. Wie oft war ich nicht dort die Waterloo Road hinuntergegriffen! Auch der kleinen und engen Berman-Street, die zwischen St. George's Road und der London Road als eine nur wenig benutzte Bimbaber lief, erinnerte ich mich —

Aus meinen Bücherregal griff ich den Plan von London und betrachtete ihn vor mir aus, daß er neben dem Lezzamm im Bild der Lampe lag. Und hier sah ich dann grübelnd, hinund und wie im Fieber Stunde um Stunde. Mein Hirn arbeitete unter dem höchsten Druck des Bluts — ich dachte nicht daran, daß ich seit Mittag keinen Bissen über meine Lippen gebracht hatte, und bemerzte es nicht, wie draußen die tiefe Nacht hereinerschlugen war. Unbewußtlich behaarte ich ich über den Plan gebeugt, und nur, wenn ich nach einer neuen Zigarette griff, sah ich auf.

Es war drei Uhr geworden, als ich dann endlich diese Papiere beiseite schob und nach der Feder langte. Jetzt hatte ich die Lösung! Was nun noch folgte, sollte nur die Probe sein auf das Exempel!

Ein tiefes Aufatmen ging mir durch die Brust.

Ich schrieb und häutete, als ich das Blatt befeuchtet hatte, den Diener, der draußen auf dem Korridor des Hauses den Nachbitten zu besorgen hatte. Ihm gab ich das Schriftstück, daß er es logisch in die Telegraphenabteilung trage.

Was ich geschrieben hatte, war wieder eine Depesche nach London. Aber sie war diesmal nicht an die Polizei gerichtet.

Es trug die Adresse:

Direktion Jrenanstalt Beblam, London, St. George's Road, und hatte die Wortlaut:

Bitte um sofortiges genaues Signalment des Mannes, der vor drei Jahren in der Nacht vom dritten auf den vierten Oktober aus Ihrer Anstalt entsprungen ist.

Richard Plant, Polizeidirektion, Wien.

Richard Plant war aufgestanden und hatte, schon stehend, sein Glas noch einmal an den Mund geführt und bis zur Nagelprobe ausgetrunken.

Genug für heute, jagte er. 's ist nahe an Mitternacht geworden!

Ich dränge ihn, zu bleiben — noch zu erzählen, wie er denn zu dem Wissen gekommen wäre, das aus seiner Depesche nach Bedlam sprach, und wie sich der Fall des Sprachlehrers entwickelt hätte — doch er blieb seht Morgen! Und erst am nächsten Abend kam er auf seine Erinnerungen zurück. —

Er haben mich gefragt, begann er — wieso ich zu dem Wissen kam, das aus meiner Depesche nach der Irrenanstalt Bedlam sprach — woher es mir bekannt geworden war, daß in der Nacht vom dritten zum vierten Oktober ein Kranker dort entpflanzt war. — Die Sache sieht schwieriger aus, als sie war. Mein Wissen war das einfache Ergebnis scharfen Denkens, die Furcht des konzentrierten Sinns in jener arbeitsvollen Nacht — der Erfolg eines Systems von Schöpfen, die ich uneingengt durch Vorurteile aneinanderschloß.

Erinnern Sie sich an den Schlußsatz des Telegramms, in dem die Londoner Polizei mir Nachricht von der Ermordung des Mannes in a'ers Ed' at Sidney Jones gab? Er lautete: Wir nehmen an, daß die Verbrecher, die den Händler Jones im Besitze bedeutender Summen wählten, ihm anjahlerten, und daß er deren Opfer wurde.

Diese Annahme lag nahe für die Londoner Polizei, da sie festgestellt hatte, daß ein Diamantenmacher überfallen und beraubt worden war — aber sie war ein Trugschluß. Und da sich in der Folge dann alle Nachforschungen der Behörden auf dieser fahrlässigen Voraussetzung aufbauten, so kam man von der rechten Fährte völlig ab, und es blieb das Verbrechen ungesühnt!

Ich ging bei meinen Überlegungen von einem andern Gesichtspunkt aus, der zunächst diese Annahme der Londoner Polizei nicht gelten ließ, der nur die Tatsachen des Verbrechens zu Grunde legte und aus ihnen allein seine Schlüsse zog.

Und so etwa hat sich die Kette meiner Schlüsse aufgebaut:

Ein Mann, der nachts zu später Stunde durch die stille Burman-Street schreiet, wird plötzlich überfallen, ermordet und beraubt.

War die Tat vorbereitet oder nicht? Hat der Mörder dem Manne nach wohlwogener Pläne aufgelauert oder ist das Verbrechen erst knapp vor seiner Ausführung beschloffen worden?

Der Diamantenmacher wurde mit bloßen Händen erbrochelt! Das spricht dafür, daß keine Vorbereitung der Tat vorgegangen ist — ein Mörder, der wohlvorbereitet auf sein Opfer lauert, würde mit Dolch oder Schlagring oder mit dem Todschlage vorzugehen sein und hätte nicht den furchtbaren, wahnwitzig grauenvollen Kampf des Würgers gewagt.

Die Tat geschah also infolge eines raschen Entschlusses! Und noch etwas folgt aus der Art, wie sie vollführt wurde: daß der Mörder nur über seine bloßen Hände als Werdwerkzeuge zu verfügen hatte, daß keine Waffe ihm zur Ausführung seines verbrecherischen Anschlags zur Verfügung stand.

Also ein waffenloser Mörder, der, getrieben von der Wacht des Augenblicks, den Händler überfallen, erbrochelt und beraubt. Nicht aber — wie nun zu erwarten wäre — in diesem unerhört gefährlichen Augenblick — nur die rasch ertasteten Wertobjekte an sich reißt, um dann zu fliehen, sondern ein Mörder, der trotz all der Gefahr, die ihm von den auch nachts belebten Gassen der London Road zur Rechten und St. George's Road zur Linken droht, es wagt, Minuten bei dem hingestreckten Opfer zu verweilen, um dessen Schätze und Oberkleider an sich zu nehmen!

Nicht also das Bargeld und die Edelsteine sind allein Zweck des Raubes. Wichtigter noch als sie sind dem Mörder die Kleider des Toten! Er weiß es vielleicht gar nicht, daß dieses Opfer, das hier unter seinen würgenden Händen erbebt, der Diamantenhändler Jones ist, daß er später in den Taschen dieses Mannes bares Geld und wertvolle Steine finden wird — er hat den Mann erbrochelt, weil er dessen Kleider haben muß — koste es, was es wolle!

Und wodurch können diese Kleider für einen Unbekannten

Menschen so unentbehrlich werden, daß er um ihre Willen einen Raubmord wagt?

Dadurch, daß er selbst keine, oder keine unauffälligen Kleider trägt, daß der Besitz von solchen Kleidern für ihn durch äußere Umstände zur Lebensfrage wurde — und daß er sich anders als durch eine solche Tat keine Kleider verschaffen kann.

Und nun lassen wir das zusammen!

Der Mann, auf dessen verzweifelte Frage das alles paßt, konnte nur ein Häftling gewesen sein, der, sei es aus einem Gefängnis, sei es aus einer anderen Anstalt in jener Nacht entpflanzt, und der verloren war, wenn es ihm nicht rasch gelang, seine gleich einem Sterblich wirkende Anstaltskleidung mit bürgerlichen Kleidern zu vertauschen.

Der Diamantenhändler Sidney Jones ist das Opfer dieses verzweifelten Glücklings geworden — von der unheimlichen Westminster-Brücke oder dem Albert Embankment aus mag der in den Kleidern des Ermordeten glücklich Geborene die verhasste Anstaltskleidung dann in die Themse geworfen haben!

Das alles schien mir klar — jetzt blieb noch eine Frage: Woher kam der Mörder — aus welcher Gasse war jener Mann, der damals in den Kleidern seines Opfers die Dokumente Sidney Jones' gefunden hatte, und der sich heute mit diesen Ausweisstücken weitersehlt, damals entflungen?

Der Plan von London lag vor mir — —

Wohin konnte der Entflozene in seiner auffälligen Anstaltskleidung nicht gekommen sein — der Ort, der es entloß, mußte sich also in der unmittelbaren Nähe von Schauspielplatz des Verbrechens finden. Ein Blick auf die Karte löste das letzte Rätsel: Ich habe Ihnen gesagt, daß die Burman-Street eine wenig benutzte Verbindungsader zwischen der St. George's Road und der London Road ist — an der Ecke der Lambeth Road und der St. George's Road aber liegt Bedlam — das Heilichem Hospital — die älteste Irrenanstalt nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt!

So war ich zu dem Wissen meiner Depesche gekommen!

Der Schleier, der über dem Verbrechen des Sprachlehrers gelegen hatte, war gelüftet — flucht aus dem Irrenhaus und Verbrechens lagen am Wege dieses Mannes, und die Antwort, die ich auf meine Anfrage an die Direktion von Bedlam erwartete, sollte mir in der Hauptsache nur noch bestätigen, was ich durch einfache Schlüsse aufgefährt hatte. —

Aber diese Antwort blieb aus! Sie kam nicht am nächsten Vormittag und war auch nach Tisch noch nicht da, als ich wiederum in meinem Arbeitszimmer im Polizeigebäude erschien.

Gegen fünf Uhr besuchte mich der Polizeirat Franz in meinem Zimmer, und wieder, wie mehrmals schon in diesen Tagen, sah er mich sorgfältig mit den müden Augen an.

Wie sieht's, lieber Plant — wissen Sie Neues zu unserm Raube in der Stepanstirke oder zu sonst einem der ungeklärten Fälle?

Ich zuckte die Achseln. Ja — und nein. Ich habe eine Spur — einen Verdacht — und möchte doch noch schweigen, bis ich Ihnen mehr sagen kann.

Er nickte trübe vor sich hin und ließ sich auf einen der Gesel schwer nieder.

Ja, ja — Sie sind rege — ich hab's bemerkt. Nun — mögen Sie diesmal Glück haben — — Er schweig ein paar Sekunden, sah ziellos vor sich hin und schüttelte den Kopf. Mein lieber Plant, wir wollen uns nicht leicht täuschen, wir haben bisher trotz der großen Mühe nur Miferfolg gehabt. Ich habe mich seit Monaten in dieser Sache aufgetrieben — was eines Menschen Hirn hergeben kann, um all den ungeklärten Fällen auf den Grund zu kommen, habe ich dran gewendet. Es war umsonst. Sie sagen, daß jetzt eine neue Spur vor Ihnen liegt — wie oft in dieser schweren Zeit habe ich das gedacht — und immer ist die Spur zum Schluß verflücht und entschwinden — —

(Fortsetzung folgt.)

## Seid Deutsche, seid Menschen!

Von G. Jacob-Margella.

(Nachdruck verboten).

Ims glißt noch das Ungewitter des Krieges in den Adern, löst unsere Seele empört und wirt sie in Ab in Verzweiflung und Unrast.

In wilder Hast jagen die Menschen sich ab, wimmern und juchzen im Chor oder vergessen über Eimen und Asten das Taten,

zermürden im Streiten und Habern die Kraft und den Mut, schreien nach Bruderblut, flait den Weg zur Verhöhnung zu suchen.

Du hörst sie schmähen und fluchen, wo sie danken sollten.

O wenn sie nur denken wollten, daß der Haß zerstückt und das Mißtrauen jegliches Wollen zerreiht, auch den Willen zum Guten.

Wußt denn das deutsche Volk erst verbluten? Wo ist er wohl heute, der deutsche Geist, dem die Welt gehört?

Zawohl die Welt! Sie sollte genesen am deutschen Weien.

Am Geist der Liebe, der Wahrheit, der Treue, von denen so viel unsere Dichter sangen, die aus des Volkes herrlichen Liedern klangen. Erweckt sie aufs neue, ihr deutschen Brüder! Entfinnen euch wieder,

der alten, der trauten, der schlichten Weisen, die unser echt deutsches Menschtum preisen.

Im Menschium allein liegt des Volkes Stärke, aus ihm gehat es die besten Werte, denen die Welt ihre Achtung zolle.

Fremd war uns der Haß. Wie such- en mit List wir die Welt zu beidern.

Uns trieb kein hinterhältig Begehren. Uns streben ohn Unterloß,

durch friedliche Arbeit die Welt zu gewinnen, die Achtung der Welt, die Liebe der andern, die um uns lebten

und mit uns nach gleichen Zielen strebten, nach Bökterverhöhnung, nach Bökterrieden.

Nun werden wir von der Welt gemieden. Warum? Kommt im Wandern

der Zeiten das Bild sich ändern?

Wie konnte in den uns benachbarten Ländern ein Urteil entstehen, das nimmermehr

dem entspricht, was wir sind.

Ist die Welt denn blind? O nein, sie wird nur am Deutstum irre.

Woburd, wacher? Wir wissen es nicht

und müssen uns nur der Erkenntnis fügen: So geht es allen, die unterliegen.

Hoch dürfen wir darum mutlos werden? Nicht nichten. Es harret unser auf Erden

wie einstmals die Pflicht, aus Wirren und Lügen Gerechtigkeit, Wahrheit und Treue zu künden und Bannerträger der Liebe zu sein.

Durch sie allein werden den Weg wir nach aufwärts finden.

Doch um dieses Volkes zum Siege zu führen, heißt es, die innere Zwietracht beiseite,

mit dem Verstand, mit Herzen und Händen ohn jede Scheu, ohn gehen und jieren

nur nach einem zu streben: uns selbst als Mensch den Menschen zu geben, unmenchliches lassen

ahn Habern und Saffen

das Gute mit allen Köfern zu pflegen, die Liebe mit Fleiß und Sorge zu hegen, zu bleiben ein einzig Volk von Brüdern, so wie es steht in den deutschen Liedern, und vor allem und ganz allem: nur Deutsche und Menschen zu sein!

## Wie der kleine Peter in den Tod getrieben wurde.

Eine wahre Geschichte von Dr. Siegfried Verberich (München).

(Nachdruck verboten).

Der kleine Peter war Fabrikarbeiter und verrichtete tags aus tagen von früh bis spät den gleichen Dienst: er hand bei seiner Maschine und überwachte die Herstellung kleiner Schraubchen. — Eine langweilige Arbeit, werdet ihr denken. Für euch — ja, nicht aber für den kleinen Peter; er mecht sie gar nicht mehr, er verrichtet sie mechanisch; ihm ist sie nichts Unangenehmes und Mühtiges mehr, ihm ist sie „nichts“ mehr. Gibt sie ihm doch alles, was er für sich und „die Seinen“ braucht! Und läßt sie ihn nicht Zeit, an dies und das zu denken? Seinen Geist nimmt sie nicht gefangen, er muß nur dahsehen. Daher gibt sie ihm, was sein Leben ausmacht. Sein Verdienst gibt ihm Stolz, Freiheit und Zufriedenheit. Ist es nicht ganz gleichgültig, was der Mensch arbeitet, wenn es doch nichts als Geld sucht? Und sind die, die so denken, nicht glücklicher, als die, die schon in der Arbeit Zufriedenheit suchen und doch vergnügen müssen? Wie wenig ist es vergönnt, doppelt zu gehen: durch die Freude an der Tätigkeit und deren Erfolg. Wie wenige macht schon die Arbeit frei! Die wenigen sind Künstler.

Der kleine Peter steht schon seit zwanzig Jahren an seiner Maschine, verrichtet seinen Dienst und träumt dabei. Der Platz an der Maschine ist seine Barrie, von der aus er das Leben beobachtet, sein Turm im Meer der Welt, auf dem er sicher und geborgen ist vor des Lebens Brandung. Hier sind die festen Wurzeln seiner Kraft. In seinem Arbeitsplatz ward der kleine Peter zum zufriedenen Menschen, zum glücklichen Spieler. Schraubchen braucht man immer, die Fabrik ist groß und mächtig und wächst immer mehr. Er füllt seinen Pokien aus, seine Vorgesetzten sind zufrieden mit ihm, und Geld hat er sich auch schon gespart für die alten Tage. Seine Frau ist fleißig und näht in den vornehmen Häusern, und seine zwei Kinder find klug und gesund. Ein Lächeln gleitet über seine Lippen: du bist doch ein Kerl, denkt er. Was fehlt dir? Nichts. Er trinkt nicht wie die anderen, flucht nicht wie die anderen und ist doch zufriedener als die anderen.

Ja, ja, er war ein Kerl. Ihn ging es gut, ihm fehlte nichts. Er konnte lächelnd träumen: das Glück hatte es gut mit ihm gemeint. Der kleine Peter war schweigsam und träumte lächelnd.

Da kam ein schwarzer Tag. Er sollte im Maschinenhaus etwas ausrüsten, ging hin, machte seine Bestellung und wollte wieder an seinen lärmvollen und ihm doch so süßen Arbeitsplatz. Wie kam es? Er träumte von seinem Glück — da sah sie ihn das große Rad der Maschine, nahm ihn blitzschnell hoch und schleuderte ihn an die Wand. Von hier zu ihm — dort lag er, ein Lächeln um den Mund, aus dem Mund quoll Blut. Man brachte ihn sofort ins Krankenhaus. Er hatte nichts gebrochen, und bald biutete er auch nicht mehr. Aber tagelang lag er in Ohnmacht. Endlich kam er zu sich, schlug die Augen auf und — lächelte, sprach aber kein Wort. Das Rückenmark war beschädigt. Doch bald konnte er wieder sprechen, endlich auch wieder gehen. Schließlich wurde er aus dem Krankenhaus entlassen. Er schonte sich ein paar Wochen lang zu Hause, trug sein Unglück als eine Sendung Gottes, konnte sich in der Liebe der Seinen und lächelte. Endlich kam der heiß ersehnte Tag: er fühlte sich wieder stark genug, an seine Maschine zurückzukehren.

Aber die Arbeit wollte ihn nicht mehr recht gelingen. Was er vor seinem Unglück gebantenlos richtig machte, das gelang ihm jetzt nicht mehr, trotz angelegentlichster Aufmerk-